

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

8. (6. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

aufgenommen und so für Erhaltung ihres Aussehens im Bilde gesorgt worden.

Wenn sie nun auch das Schicksal mehrerer anderer alter Berliner Kirchen erleiden und gänzlich verschwinden muss, wenn auch auf ihrer Stelle künftig unter dem Zeichen Merkurs gelehrt und gelernt werden wird — in den Annalen der Berliner Ortsgeschichte wird die Heilige Geistkirche in Schrift und Bild fortleben als die drittälteste Kirchengründung Berlins und bezüglich ihres unteren Mauerwerks als das drittälteste Baudenkmal der Reichshauptstadt, das sich bis auf unsere Tage erhalten hatte.

8. (6. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Sonntag den 19. Juni 1904.

Wanderfahrt nach Cottbus und Branitz in Gemeinschaft mit der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.

Auf dem Fernbahnsteige des Görlitzer Bahnhofes hatten sich einige dreissig Teilnehmer eingefunden und fuhren mit dem Zuge um 7.¹⁵ Uhr ab. Pünktlich, nämlich um 9.⁴⁰ Uhr, trafen sie in Cottbus ein. Auf dem dortigen Bahnhofe wurden sie von zahlreichen Herren und Damen aus Cottbus und den benachbarten Städten empfangen, denn es hatten sich aus der Niederlausitz eine stattliche Anzahl von Damen und Herren zur 20. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde hier zusammengefunden. Nach einer kurzen Begrüssung wurden die Wagen zur Abfahrt nach Schloss und Park von Branitz bestiegen. In der Parkschenke am Eingange des Dorfes konnte eine kurze Rast zur Einnahme des Frühstückes gemacht werden, bevor der Rundgang durch Schloss und Park angetreten wurde. Die Führung hatten Herr Parkinspektor Bleyer, sowie Herr Fabrikbesitzer Geissler und Herr Regierungsbauführer Pattri übernommen.

Branitz ist seit dem Ausgang des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts im Besitz der Grafen Pückler, eines schlesischen Geschlechts. Das Schloss wurde im Jahre 1772 erbaut. Ursprünglich befand sich dicht vor seiner Hinterfront der Gutshof mit den Wirtschaftsgebäuden. Sein Erbauer war der Graf August Heinrich von Pückler. Ihre heutige Gestalt erhielten Schloss und Park aber erst von dem Fürsten Hermann

von Pückler-Muskau. Dieser war 1785 zu Muskau geboren, hatte die Rechte studiert, war Soldat geworden und hatte 1813 am Befreiungskriege teilgenommen. Im Jahre 1817 hatte er sich mit der Reichsgräfin von Pappenheim, einer Tochter des Staatskanzlers von Hardenberg, vermählt; obwohl die Ehe 1826 wieder geschieden worden war, lebten beide Gatten später, als ein neues Eheprojekt des Fürsten gescheitert war, wieder zusammen. Im Jahre 1826 war er von Friedrich Wilhelm III. in den Fürstenstand erhoben worden als Entschädigung für die aufgegebenen mannigfachen Standesvorrechte. Nachdem er seine Leidenschaft für die Gartenbaukunst in Muskau in grösstem Stile ausgeübt hatte, musste er Muskau 1845 verkaufen und siedelte nach Branitz über, wo er bis zu seinem 1871 erfolgten Tode die alte Liebhaberei fortsetzte, wenn auch nicht in so grossem Stile. Er liess eine Terrasse um das Schloss anlegen mit einer breiten Freitreppe, beseitigte vor der Rückfront zum Teil die Wirtschaftsgebäude und erzielte durch eine Säulenhalle einen geschmackvollen Abschluss. Im Parke errichtete er u. a. die Pyramide und den Tumulus, die Grabkammer für sich und seine Gemahlin. Das Schloss besteht aus einem Erdgeschoss und einem Stockwerk. An seiner Vorderfront springen zwei Flügel ein kurzes Stück vor, während die Hinterfront gerade abschneidet. In den vielen Zimmern des Schlosses ist ein grosser Teil der Sammlungen des Fürsten untergebracht. Im Erdgeschoss befinden sich die Repräsentationsräume und im ersten Stock die Wohnräume. Die Zimmer des Erdgeschosses sind in verschiedenen Farben gehalten, es befinden sich hier der Musiksaal und die Bibliothek. In diesen Zimmern sind die Kunstwerke hauptsächlich aufgestellt, wie Kunstgläser, Porzellane, Vasen, Holzschitzereien u. a., die z. T. Geschenke von hohen Gönnern des Fürsten sind. Die Wände der Zimmer sind behängt mit zahlreichen Gemälden, darunter natürlich viele Familienporträts, sodann mehrere Jugendbilder Kaiser Wilhelms des Grossen und auch ein Bild Napoleons I. von David. Unter den Räumen des ersten Stockes ist das Arbeitszimmer und das Schlafzimmer des Fürsten in seinem ursprünglichen Charakter erhalten. In einem Durchgange befindet sich die reichhaltige Waffensammlung mit dem berühmten Straussenfedernhut. Der Besitz gehört gegenwärtig einem Neffen des Fürsten, einem Grafen Pückler.

Die Führung durch das Schloss und den Park hatte in mehreren Abteilungen vorgenommen werden müssen; deshalb war auch die Rückfahrt nach der Stadt eine getrennte, und erst von 2 Uhr ab fand sich die Gesellschaft allmählich wieder in Closes Hotel zusammen. An der Mittagstafel konnte man erst übersehen, wie zahlreich die Gesellschaft war, denn es hatten über 100 Personen Platz genommen. Das Hoch auf Seine Majestät brachte Herr Bürgermeister Dreifert aus, als nächster Redner folgte Herr Professor Jentsch-Guben, welcher die

Stadt Cottbus feierte, die mit ihren Kirchen, Türmen, Wällen und Gräben an das Mittelalter erinnere, die aber als Fabrikstadt eine durchaus moderne Stadt sei, sie schliesse sich aber auch auf das engste an die wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit an, denn es habe sich hier soeben ein Verein für die Geschichte der Stadt Cottbus begründet. Hierauf sprach Herr Geheimrat Friedel und begrüßte die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, welche für die Brandenburgia nicht bloss eine treue Schwester, sondern immer ein verehrungswürdiges Vorbild gewesen sei. Ihm folgte auf der Rednerliste Herr Direktor Weineck-Lübben, der auf die Brandenburgia toastete. Während der Tafel wurden von der Tischgesellschaft zwei heitere Lieder gesungen; das erste war von Herrn Lehrer Ewald Müller gedichtet und bezog sich auf die Stadt Cottbus und das zweite war das Hallstadtlied von dem verstorbenen Dr. Kade. Während der Tafel überreichte Herr Professor Jentsch den Herren der Tafelrunde einen zierlichen Bronzekelt, den die Niederlausitzer Gesellschaft zur Erinnerung an den Tag gestiftet hatte.

Nach der Mittagstafel begann der Rundgang durch die Stadt. Der Weg führte zunächst den Spremberger Wall entlang und dann durch die Judenpforte in die Münzstrasse; hier ist noch ein ansehnliches Stück der Stadtmauer erhalten mit den Weichhäusern und dem Münzturm, ausserdem sind mehrere kleine Häuschen förmlich in die Stadtmauer hineingebaut. Die Wallpromenade, mit schattigen Bäumen bepflanzt, umzieht die eine Hälfte der Stadt. Man blickt von einem hohen Wall hinab auf kleine wohlgepflegte Gärten, die in dem alten Stadtgraben angelegt worden sind. Hier steht auch das Kriegerdenkmal, eine hohe Säule mit der Viktoria auf ihrer Spitze und mit vier allegorischen weiblichen Figuren an ihrem Sockel. Auf der Südseite der alten Stadt ziehen sich die Anlagen an den Ufern der Spree entlang und erhalten durch das Wasser einen ganz besonderen Schmuck. Auf der einen Seite erhebt sich aus ihnen das Landgerichtsgebäude. Es steht auf einem 20 m hohen künstlichen Hügel, welcher in alter Zeit eine Burg und in neuer Zeit ein Schloss trug. Von der alten Burg ist noch der untere Teil des Bergfriedes übrig geblieben, welcher einen modernen Aufbau erhalten hat. Von der Brücke hat man einen sehr hübschen Blick auf die Gebäude des Elektrizitäts-Werkes, das mittelst Turbinen getrieben wird.

An den Rundgang durch die Stadt schloss sich der Besuch der Oberkirche und der Klosterkirche. Über den Bau der ersteren fehlen alle Akten. Sie ist eine lange, schmale, hohe dreischiffige Halle mit sehr schönem Altarraume, dessen Umgang durch ein modernes schmiedeeisernes Gitter abgeschlossen ist. Der Altar selber ist ein hoher Sandsteinbau, der sich nach oben pyramidenartig verjüngt. Auch über den Bau der Kloster- oder Wendischen Kirche fehlen die Akten.

Der jetzige Bau stammt aus dem Jahre 1517; offenbar gehörte er zu dem Franziskaner Kloster und da er sehr schmal ist, darf man wohl annehmen, dass er nicht die Kirche des Klosters, sondern eher sein Refektorium war, und erst später zur Kirche eingerichtet worden ist. In der fensterlosen Längswand ist der Grabstein Reinhardt von Chotebuz und seiner Gemahlin eingelassen. In dieser Kirche wird jeden Sonntag vormittags 11 Uhr wendisch gepredigt. Aussen an der Längswand unter dem Dach befindet sich eine Tafel mit der Jahreszahl 1303 und einer Zeichnung; letztere stellt einen Würfel dar, der die Zahlen 1, 4 und 5 erkennen lässt, und auf den drei Blitze zucken.

Von einem Teil der Gesellschaft wurde während dieses Rundganges das Museum besichtigt.

Nachdem auch dieser Teil des Programmes erledigt war, versammelte sich die Gesellschaft von 6 Uhr ab wieder im Garten des Closeschen Restaurants, von wo aus rechtzeitig der Rückweg zum Bahnhof angetreten wurde, so dass die Berliner um 8 Uhr 24 Min. zurückfahren konnten.

Kleine Mitteilungen.

Mitteilungen über Nobiskrug.

Von W. v. Schulenburg.

Aus der Mark scheint bisher nur wenig über Nobiskrug bekannt geworden zu sein. In den norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwartz finden sich einige Mitteilungen darüber, eine davon aus der Altmark. Der Name ist bekanntlich erklärt worden aus dem fremden in abysso, und aus Nobisse, einem mundartlich gesprochenen Nübers, Nachbarn Kuhn weist ausserdem auf „gothisch naus“ und auf „die eddischen näir“ hin. Ich hatte noch Gelegenheit bei meinen volkstümlichen Sammlungen im Kreise Teltow, in den letzten zehn Jahren, im Volke Nachrichten über Nobiskrug vorzufinden, doch kannten nur wenige sehr Alte die Redensart: „Der muss nach Nobelskrug.“ Dagegen wusste eine sehr betagte, kluge Frau noch etwas mehr aus Sputendorf zu berichten. In Sputendorf war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Mädchen von 18—19 Jahren, „die“ als Ortsarme Reihe herum ging, wie das auf dem Lande Sitte ist, wo deshalb niemand Hungers sterben kann. Da sagten die Leute im Dorfe von ihr: „Die muss nach „Nobelskroch“ Gänse hüten.“ Ebenso war in Sputendorf ein alter Schäfer, der unverheiratet war, und da sagten die Leute: „Wer wird den zuletzt wollen (d. h. in Dienst nehmen), der muss nach Nobelskrug Gänse hüten.“

Eine weitere Erklärung dieser Redensarten geben Überlieferungen aus Ostpreussen, die ich vor 15—20 Jahren aus Volksmunde niederschrieb. Auch dort, zu Beinuhnen im Kreise Darkehmen, hatten im vorigen Jahrhundert manche die Redensart, die vielleicht noch jetzt alten Leuten da bekannt ist: „Dann gehst Du nach Nobelskrug bei de Höllaugen, oder: „Mit der wird's wohl auch nicht lange mehr dauern, die wird wohl auch bald nach Nobelskrug kommen.“ Unter Höllaugen verstand man „Hohlaugen“, weil die Todtengerippe statt der Augen nur hohle Löcher haben. Ferner wusste man: „Ein alter Junggeselle sagt zu einer alten Jungfer: „Du wirst (oder: musst) ja auch Ziegen hüten auf jener Welt“ (d. h. nach dem Tode). Und sie sagt: „Und Du kommst und trägst mir die Knüppels zu.“ Wenn eine alte Jungfer stirbt, muss sie in der andern Welt Ziegen hüten. Wenn ein Junggeselle stirbt, so hat er Knüppel (Holzstücke) da zu liegen. Sie hütet die Ziegen und schmeisst sie. Er muss die Knüppel zu tragen und immer wieder aufsuchen. So haben sie beide Arbeit.“ Ehedem war also die Vorstellung, dass alte Jungfern und Junggesellen im Jenseits ein Dasein führten, dass in eintöniger Weise einer untergeordneten ländlichen Tätigkeit hier auf Erden entsprach. Diese wenig zusagende Tätigkeit wurde den Unverheirateten gewissermassen als Strafe im Jenseits zu Teil, denn das Landvolk hat immer die Verheirateten höher gestellt als die Unverheirateten, die Ledigen, und in der Ehelosigkeit einen verfehlten Beruf gesehen. Die alte Frau aus Beinuhnen, die mir die obigen Mitteilungen machte, hat mir wiederholentlich auch folgendes erzählt: „Mein Bruder hatte einen Freund. Die beiden hatten sich verabredet, wer am ersten in Nobelskrug kommt, soll dem andern berichten, wie das da zugeht. Der Freund ging nach Russland. Er ist später da gehängt worden, weil er mit einem andern ein Mädchen dazu gebracht hatte, ihr Kind umzubringen. Mein Bruder starb 36 Jahre alt als Altgeselle (Junggeselle) unverheiratet. Da träumte dem andern: er sah ihn sitzen in einem Garten unter einem Rosenstrauch, auf jeder Seite ein Mädchen. „So“, schrieb er, „habe ich den Karl gesehen in Nobelskrug“. Die Angabe vom Rosenstrauch war jedenfalls nicht Erfindung dieses Einzelnen, sondern auch anderweitig eine alte Vorstellung. Was übrigens solche Mitteilungen aus der andern Welt betrifft, so vermerkt Kestner in seinem Tagebuch (1772) über Göthes letzten Besuch in Wetzlar bei Lotte und Kestner: „Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, . . . welches nicht er, sondern Lottchen anfang. Wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben (Philipp Stein, Goethe-Briefe, Berlin).

Nach den von mir aufgefundenen Überlieferungen ist also Nobiskrug das Jenseits, die Welt der Toten, der Abgeschiedenen, die andere Welt, das andere Leben, wie jene alte Frau aus Beinuhnen, Namens Polzin, die sehr sagenkundig war, hinsichtlich der Redensart „zu den Hohlaugen kommen“, erklärte: „Das heisst zu den Toten, ist unter die Erde gemeint.“ Nach Überlieferungen aus anderen Gegenden Deutschlands ist die Bestimmung von Nobiskrug allerdings eine andere. Da die Erinnerung an Nobelskrug offenbar noch immer bei einzelnen alten Leuten erhalten ist, wäre es sehr

zu wünschen, wenn von den unzähligen Sommergästen, die alljährlich die Dörfer in der Mark aufsuchen, der eine oder andere sich solchen Nachforschungen widmen wollte. Namentlich auch die Neumark dürfte ins Auge zu fassen sein.

Weitere Mitteilungen über Nobiskrug finden sie bei Grimm, Deutsche Mythologie, 1876, II, 672, 837; III, 296; bei Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, 1848, 85, 131, 132, 484; bei Simrock, Deutsche Mythologie, 1887, 147, 444; bei R. Andree, braunschweigische Volkskunde, 1896, 65, 66.

Der „Tote Mann“ bei Beutnitz, 12 km von Krossen. 2 km von Beutnitz liegt im Walde ein Reisighaufen, auf welchen Vorübergehende Zweige werfen (Kiefernzweige), hier wurde vor ca. 50 Jahren der Schweinehändler Zilm erschlagen, als er einst früh morgens nach Karge bei Schwiebus gehen wollte, um dort auf dem Markte Schweine einzukaufen.

Als er daheim seine Geldkatze umschnallte und mit Geld füllte, sagte seine Frau zu ihm: Mir ist heute so unheimlich; lass doch den Hund hier, damit ich nicht ganz allein bin.

Der Mörder hatte schon lange die Absicht gehabt, den Zilm zu erschlagen und zu berauben. Heute hatte er sich an das Fenster der Zilmschen Wohnung geschlichen, um zu erspähen, wieviel Geld und was für Geldsorten Zilm mitnehmen würde. Er lief dann voraus und verbarg sich hinter einem Busch. Ahnungslos kam Zilm seines Weges daher; hätte er seinen Hund heute bei sich gehabt, so würde dieser wahrscheinlich den Bösewicht aufgespürt haben. So aber konnte dieser sein Gewehr unbemerkt anlegen. Der Schuss krachte, und getroffen brach Zilm zusammen. Doch hatte der Mörder nicht richtig getroffen, Zilm lebte noch. Der Mörder sprang nun auf ihn zu und würgte ihn. Zilm schrie: Mensch, Du wirst mich doch nicht erschlagen? Dann brach er ohnmächtig zusammen. Nun beraubte ihn der andere seines Geldes und floh.

Aber Zilm kam trotz der schweren Verletzungen wieder zu sich; er konnte sich noch bis Krossen schleppen und dort den Räuber namhaft machen. Dann starb er infolge des ausgestandenen Schrecks.

So erzählte mir heute am Mordstein bei Herzfelde (Rüdersdorf) ein Verwandter des Zilm, der Hauseigentümer Borchert aus Herzfelde bei Berlin. Es ist also diesmal sicher verbürgt, dass der Ermordete ein Schweinehändler war. Monke. 8. 6. 02.

Der „alte Hof“ bei Schönwalde (Niederbarnim) liegt in der Nähe der Station Schönwalde (Gr. Schönebecker Bahn). Früher soll die Stelle mit Buchen bestanden gewesen sein. Man erzählt, dass dort zuweilen das Läuten versunkener Glocken gehört worden sei. Ferner wird behauptet, ein unterirdischer Gang habe von hier nach der Mönchsmühle geführt. Vermutlich war der „alte Hof“ eine Ansiedlung der Lehniner Mönche, die ja in dieser Gegend eine ganze Anzahl von Besitzungen hatten (Schöner-

linde, Basdorf, Klosterfelde, Zehlendorf), und die Sage von dem unterirdischen Gang scheint die Beziehungen ausdrücken zu wollen, welche zwischen diesem alten Hof und einer anderen Niederlassung der Cistercienser bestand.

Berlin 17. 1. 1904.

Otto Monke.

Das Annoncen-Taschentuch ist die letzte Pariser Neuheit. Es ist, wie sein genialer Erfinder sagt, „niedlich, reizend und äusserst praktisch!“ Dieses patentamtlich geschützte Taschentuch ist besät mit Annoncen aller Art und in allen Farben. Es soll an allen öffentlichen Orten, in Hotels, Restaurants, Pensionen, Theatern, auf Bahnhöfen u. s. w. gratis verteilt werden. „Seine Originalität, seine ungeheure und unentgeltliche Verbreitung,“ sagt der Erfinder, „bieten sichere Garantie für einen noch nicht dagewesenen Erfolg. Es wird überall gut aufgenommen werden; man wird es nicht, wie eine banale papierne Reklame, fortwerfen, nachdem man es gelesen; man wird es behalten, man wird den passenden Gebrauch davon machen und schon deshalb genötigt sein, es immer und immer wieder zu lesen.“ Der Erfinder scheint zu vergessen, dass es nicht zum guten Ton gehört, ins Taschentuch hineinzusehen, nachdem man es benutzt hat. „Alle,“ fährt er fort, „werden es mit Vergnügen in die Hand nehmen, der Reiche wie der Arme.“ Man kann hieraus auf den Optimismus des Erfinders schliessen. Ohne ihn kränken zu wollen, müssen wir doch gestehen, dass wir uns die eleganten jungen Herren nicht gut mit einem aus der Brusttasche hervorschauenden Taschentuchzipfel denken können, auf welchem das beste Mundwasser oder die allerneueste Suppenwürze angepriesen wäre. Und man stelle sich einmal eine hübsche junge Dame vor, die sich auf einem Balle mit einem Taschentuche Luft zufächelte, auf welchem der allein echte Reispuder des Herrn X. oder das unübertroffene Haarfärbemittel des Herrn Z. empfohlen wäre! Was aber die Armen und Besitzlosen betrifft, so werden sie allerdings sehr zufrieden sein, dass sie endlich einmal zu einem Taschentuche kommen, und sei es selbst ein Taschentuch mit Annoncen und Reklamen, ein Erinnerungs- oder Gedächtnistüchlein.

Frankfurter Oderzeitung, Dezember 1902.

Auf der Lepkeschen Auktion am 16. März 1898 kamen zur Versteigerung u. a. vier bedruckte und teilweise kolorierte weisse französische Seidenripsbänder an einer Blechrolle befestigt. XVIII. Jahrh. Nach Art der sogenannten Vivatbänder mit diversen Darstellungen von 68 Standarten- und 104 Fahnenträgern, Fähndrichen etc. diverser Regimenter, welche unter jeder Figur nebst Nummer genannt sind. Das oberste Band zeigt Kavallerie mit einer Kavallerie-Kriegstrophäe nebst Fahnen und Standarten am Kopf sowie dem Königlichen französischen Lilienwappen, darunter die Aufschrift: „Etat de la Cavalerie Française et étrangère.“ Das zweite Band ebenfalls Kavallerie. Das dritte Band zeigt Infanterie, ebenfalls eine Kriegstrophäe mit dem gleichen Wappen, Kanonen etc. und darunter die Aufschrift: „Etat Militaire de France: Infanterie Française et étrangère.“ Das vierte ebenfalls

Infanterie. Länge der vier gleich grossen Bänder 39, Breite 4,3 cm. Die selben sind oben an der Rolle befestigt und unten zusammengenäht. Seltenes und interessantes Stück, welches wegen zu hohen Preises leider vom Märk. Prov. Museum nicht erworben werden konnte.

Wegen der Erinnerungs-Tücher und Bänder sei im übrigen verwiesen auf Brandenburgia III. 305 flg.; IV. 11 flg.; 257 flg., 332; V. 445 und IX. 502.

Fragekasten.

Hammel-Auskreiden. Von Mitte Februar ab bewaffnet sich die Erste Abteilung der Konfirmanden, Knaben wie Mädchen, mit gewaltigen Kreidestücken und harrt in sehnsüchtiger Unruhe des Augenblicks, in dem angekündigt wird: „Die zweite Abteilung braucht von nun ab nicht weiter zu kommen.“ Kaum ist solches Wort verlautet, so erscheinen im Nu und verschwinden eben so schnell in den Händen von Abteilung I die dräuenden Kreidewaffen. Im Unterrichtslokal noch nicht, aber alsbald vor der Schulaustür beginnt zwischen I. und II. ein wildes Katzbalgen: Abt. I müht sich, der anderen drei bis fünf Kreuze auf den Rücken zu zeichnen. Die teils zu Lande, teils zu Wasser in drei Richtungen Flihenden werden mit unglaublichen Raffinement verfolgt und abgeschnitten. Und die Alten, in Seedorf wie in Eldenburg (das dritte Dorf Breetz liegt zu fern), betrachten mit frohem Erinnerungslachen dieses listige Übermutsringen, während die gestrengen Herren Lehrer mühsam das missbilligende Zwischenschelten zurückhalten.

Der eigenartige Name ist wohl Analogie der Bezeichnung für „Merzschafe“, die gewöhnlich aus den grossen Herden mit Rotstift ausgesondert werden.

Woher aber mag der Brauch stammen, was mag er bedeuten?

E. Handtmann.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.